

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

 Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferab-
 drücken 5 fl. und postfrei 6. fl. E. M. — Man pränumerirt im Kommissionamt
 zu Ofen, in Z. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Der Kaschmir-Schawl.

Aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes.

Der Prinz von Baden war zu seiner Vermählung mit Ste-
 phanie, der Nichte der Kaiserin Josepbine, in Paris angekommen.
 Da er bereits gestorben ist, so kann ich wohl sagen, daß er nichts
 weniger als einnehmend, sondern in jeder Hinsicht das Widerspiel
 von Schön zu nennen war. Als ich ihn das erstemal sah, so konnte
 ich nicht umhin, meine Augen von ihm ab und unmittelbar auf das
 anmuthige Wesen zu wenden, das ihm verbunden werden sollte, und
 das neben ihm nur um so reizender erschien. Durch ihr Lächeln ver-
 schönerte sie zwar die ihr zu Ehren gegebenen Feste, allein dieses
 Lächeln war von einem leisen Kummer gedrückt, der sich leicht er-
 klären ließ.

Unter den glänzenden Feierlichkeiten, die bei Gelegenheit die-
 ser ersten Vermählungsfeier in der kaiserlichen Familie auf einander
 folgten, zeichnete sich besonders eine als Wiedereinführung einer
 längst abgekommenen Unterhaltung aus. Es war dies eine Qua-
 drille ^{*)}, die erste wieder, die man seit den Tagen der alten Mon-
 archie in Paris gesehen hatte. Prinzessin Karoline, die eben zur
 Großherzogin von Berg und Cleve erhoben worden war, gab die

*) Die Verfasserin meint hier die Quadrillen aus der Ritterzeit,
 die von einer Anzahl gleichgeleideter Ritter, wie bei Karrou-
 seld und Turnieren, aufgeführt wurden.

Idee zu dieser wahrhaft königlichen Unterhaltung. Schon lange vorher hatte man die Wahl der Kleidung berathen, und am Ende, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn man zwanzigertei Meinungen anhört, gerade die unvortheilhafteste und unkleidsamste gewählt.

Die Quadrille bestand aus vier verschiedenen Farben: Weiß, Grün, Roth und Blau. Die weißen Damen trugen Diamanten, die rothen Rubiney, die grünen Emaragde und die blauen Türkise und Saphire. Die Kleidung war nach spanischem Schnitt und bestand aus Roben von weißem Krepp, mit Atlas von der Farbe der Quadrille aufgeschlagen, und der Aufschlag mit einer Bordure von Silber-Bama eingefast. Den Kopf zierte ein Barett von schwarzem Sammet mit zwei weißen Federn. Wir Damen sahen noch erträglich aus, obschon unsere Anzüge nichts weniger als geschmackvoll und kleidsam waren; aber die Herren machten die komischsten Figuren, die man sich nur denken kann. Ihre Röcke, den Schnitt will ich nicht beschreiben, waren von weißem Sammet; jeder trug eine Schärpe von der Farbe seiner Quadrille, und ihre Barets glichen denen der Damen. Ich kann nicht sagen, was mir an dieser Kleidung als so höchst lächerlich auffiel; allein ich brauchte lange, bis ich einem der Herren, die in unserer Quadrille figurirten, mit dem schicklichen Ernst ins Gesicht sehen konnte. Was die Art, wie getanzt wurde, betrifft, so liefert sie noch Stoff genug zu belustigenden Erinnerungen, inbeß muß man gestehen, daß unser erster Versuch von prachtvollen und großartigen Unterhaltungen, bei diesen und andern Anlässen, den Glanz der Höfe Franz I. und Ludwigs XIV. bei weitem überstrahlte.

Bei einer der Proben von diesen Quadrillen, unter Leitung Despréaux's, meines alten Tanzmeisters, die in der Gallerie der Diana in den Tuilerien gehalten wurde, trug sich folgender seltsame Vorfall zu. Unter den Ehrendamen der Prinzessin Karoline befand sich eine piemontesische Dame, die Gemahlin des Grafen St. Martin, eine höchst liebenswürdige Frau und eine jener aufrichtigen herzlichsten Seelen, die uns freundschaftliche Gefühle abnötigen, weil sie uns die andern ohne Rückhalt widmen. Besonders zeichnete sie sich durch den freimüthigen Ausdruck ihrer Gedanken aus, wovon sie bei dem Vorfalle, den ich eben erzählen will, einen Beweis gab. Die Prinzessin Karoline hatte ihr einen sehr schönen weißen Kaschmir-Schawl geschenkt, der dadurch noch einen besonderen Werth erhielt, daß Gruppierungen von Papagaien die Palmbblätter ersetzten, welche gewöhnlich die Bordure bilden. Freilich waren diese Papagaien so gemacht, wie man nur so etwas in Kaschmir machen kann,

allein wenn auch die Zeichnung etwas unbehilflich erschien, so blieb die Bordure noch immerhin außerordentlich schön, und die Gräfin St. Martin hielt ihren Shawl sehr hoch. Wir gingen des Morgens zu unsern Proben in der Dianengallerie, und zwar, da eben herrliches Frühlingswetter war, stets sehr elegant gekleidet. Die Gräfin St. Martin trug gewöhnlich ihren schönen Kaschmir-Shawl, und wenn sie zum Tanz aufstand, so legte sie ihn, wie auch die andern Damen zu thun pflegten, auf einen Sessel. Eines Morgens, als sie und ich eben zusammen aus der Probe gehen wollten, wollte sie ihren Shawl dort holen, wo sie ihn hingelegt hatte, fand ihn aber zu ihrem großen Erstaunen nicht mehr. Fragen und Suchen, alles war vergebens, er war nirgends zu finden; die Gräfin betrückte sich sehr, denn ihr schöner Shawl, das Geschenk einer Prinzessin, war allem Anschein nach verloren; sie weinte, klagte, und war kaum zu bewegen in den Wagen zu steigen, ehe sie ihr Eigenthum wieder erhalten hätte. Endlich war sie indes doch genöthigt zu gehen, doch geschah dies nicht eher, als bis sie jedem der Bedienten des Palastes, der ihr den Shawl wieder bringen würde, eine reiche Belohnung versprochen hatte. Die Proben gingen zu Ende, und noch immer war der Shawl nicht zum Vorschein gekommen; in der That war auch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, ihn je wieder zu erhalten, denn während der Proben hatte man vielen Fremden den Zutritt auf der Gallerie gestattet, und es war unmöglich Alle, die an dem Morgen, wo der Shawl abhanden gekommen war, der Probe beigewohnt hatten, auszumitteln. Es unterlag keinem Zweifel, die Gräfin St. Martin war bestohlen worden, und sie selbst nahm keinen Anstand dies laut zu sagen. Eines Abends, als wir uns bei dem Marineminister auf einem Ball befanden, kam sie mit einer Mischung von Freude und Ueberraschung auf mich zu und sagte: „Beste Junot, Sie wissen, wie sehr mich der Verlust meines Shawls betrückte.“ Dem war nun allerdings so, denn so oft ich mit ihr zusammenkam, war der Shawl der erste und letzte Gegenstand ihres Gesprächs. „Nun denn,“ fuhr sie fort, „ich muß Ihnen sagen, daß ich ihn wiedergefunden habe.“ — „Ich wünschte von Herzen Glück,“ sagte ich, „aber wo war er denn?“ — „Er befindet sich in diesem Augenblick auf den Schultern der Dame, die ihn wahrscheinlich aus der Dianengallerie mitgehen ließ; da Sie aber meinen Shawl kennen und ihn so oft bewundert und genau betrachtet haben, so bitte ich Sie mit mir zu gehen und seine Identität zu bezeugen.“ — „Sachte, sachte,“ sagte ich, „nehmen Sie sich in Acht, daß wir keinen Mißgriff begehen!“ — „Wie,“ rief

die Gräfin entrüstet aus, „Sie werden doch nicht behaupten, daß irgend Jemand einen Shawl mit Papagaien haben könne, wie der meinige war?“ — Ich erinnerte mich nun sogleich der seltsam gestalteten Papagaien und mußte der Gräfin recht geben. — „Doch,“ erwiderte ich, „Sie werden doch die Dame nicht hier vor der ganzen Gesellschaft anfordern?“ — „Und warum nicht?“ — „Da würden Sie sehr Unrecht thun; lassen Sie mich die Sache ausmachen.“

Sie wollte Anfangs nicht einwilligen, ich bat, und endlich ließ sie sich bewegen, einige Schritte entfernt zu bleiben, während ich auf die junge Dame zuging, die sich eben in der Nähe der nach dem Vorzimmer führenden Thür befand und im Begriff war nach Hause zu gehen. Ich flüsterte ihr zu, wie ich glaube, daß sie sich vergrißen und den Shawl der Gräfin St. Martin statt ihres eigenen umgenommen habe. So sehr ich mich auch bemüht hatte, meine Bemerkung so zart als nur immer möglich einzukleiden, so hatte ich meine Absicht doch verfehlt, denn die junge Dame kehrte sich mit einem Blick voll Stolz zu mir und sagte: „Ich sollte denn doch meinen, daß Madame St. Martin alle Welt lange genug mit ihrem Shawl gequält hat, um zu wissen, daß der, den ich trage, nicht der ihrige ist.“ — Ihre Mutter, die nur wenige Schritte von uns mit einer andern Dame im Gespräch begriffen war, wendete sich, durch die lautgewordene Stimme ihrer Tochter aufmerksam gemacht, um, und die Gräfin, als sie sich beschuldigen hörte, „alle Welt mit ihrem Shawl gequält zu haben,“ trat vor, um ihre Sache selbst zu führen, worüber ich gar nicht böse war. — „Dieser Shawl ist mein,“ sagte sie mit bestimmtem Ton, indem sie die Hand darauf legte, die von ihrer Gegnerin ungestüm zurückgestoßen wurde, und ich fing nun an etwas Mergeres als einen Wortwechsel zu befürchten.

„Nichts leichter als diesem Streit ein Ende zu machen,“ sagte ich zur Gräfin St. Martin; „möge die Dame nur so gefällig sein und sagen, wo sie den Shawl gekauft hat; dann können Sie ihn nicht länger ansprechen, und der Irrthum ist auf ihrer Seite.“ — Ich mutmaßte, die junge Dame werde nicht im Stande sein, diese Frage zu beantworten, und wirklich erwies sich mein Verdacht als gegründet. Sie zeigte sich indes sehr entrüstet über die Frage, und die Unverschämtheit, mit der sie sich benahm, setzte mich in nicht geringes Erstaunen.

„Ich fühle mich nicht berufen, Madame,“ sagte sie mit hohem zuversichtlichem Ton, „Ihnen zu sagen, wo ich meinen Shawl kaufte. In der That, der ganze Vorfall ist höchst lächerlich, und ich begreife nicht, wie Sie, Madame Junot, sich darein mischen mögen.“

Es war mir in der That sehr leid, dies gethan zu haben; allein es that mir um ihrer selbst willen leid. War sie ihrer Unschuld sich bewußt, so mußte ein solcher Austritt sie in Verwirrung setzen, aber nicht erzürnen. Ich warf einen bittenden Blick auf die Gräfin, wäre ich an ihrer Stelle gewesen, ich würde lieber fünfzig solcher Shawls verloren, als die Sache noch weiter getrieben haben. Diese wendete sich aber nochmals zu der jungen Dame und sagte: „Sie bestehen also darauf, daß dies Ihr Shawl sei?“ Ihre Gegnerin antwortete nur mit einem verächtlichen Lächeln und zog den Shawl noch fester um sich. Mehrere Personen von der Gesellschaft hatten sich indesß um uns versammelt, und schienen neugierig, was die Sache für ein Ende nehmen werde. Die Gräfin sagte endlich sehr laut: „Wohlan, Madame, weil Sie denn darauf bestehen, daß dieser Shawl der ihrige sei, so werden Sie wohl die Güte haben zu erklären, wie es kommt, daß mein Name *Christine* mit rother Seide auf die schmale Borebure gestickt ist. Will Madame Junot die Güte haben nachzusehen, so wird sie den Namen finden.“

Die junge Dame wurde bleich wie der Tod, und in meinem Leben werde ich den erloschenen Blick nicht vergessen, den sie auf mich warf, als sie mit zitternder Hand den Shawl herabnahm und der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückgab. Mad. St. Martin händigte ihn mir ein, und ich schickte mich an den Namen zu besichtigen, nicht ohne die Furcht, er könnte vielleicht ausgetrennt sein. Allein die Verwirrung der Schuldigen sprach laut für das Gegentheil, und wirklich war der Name *Christine* das Erste, was mir in die Augen fiel, als ich den Shawl entfaltete.

„Ha!“ rief Madame St. Martin mit triumphirendem Ton aus, hielt aber augenblicklich inne, als sie die Bewegung der unglücklichen jungen Dame bemerkte. Sie wurde tief bewegt, und gab bei dieser Gelegenheit den sprechendsten Beweis ihrer Herzensgüte. — „Es hat nichts zu sagen,“ rief sie aus, „es ist eine jener Irrungen, die uns zuweilen begegnen. Ich werde Ihnen morgen Ihren Shawl schicken.“ — In diesem Augenblick trat der Vater der jungen Dame aus einem anstosenden Zimmer, und war natürlich sehr erstaunt, seine Tochter in solcher Verwirrung zu sehen. — „Wir haben zufällig unsere Shawls vertauscht,“ sagte die Gräfin zu dem alten Herrn, „es war ein gegenseitiges Mißverständniß. Ich werde der jungen Dame morgen den ihrigen schicken.“ — Wir kehrten hierauf nach dem Ballsaale zurück.

Madame St. Martin benahm sich bei dieser Gelegenheit sehr schön. Ich hat sie, des Vorfalles gegen Niemand zu erwähnen, be-

sonders der Mutter der jungen Dame wegen, die eine achtungswerthe, sehr von mir geschätzte Frau war. Madame St. Martin gelobte mir Schweigen und hielt Wort; und wenn schon einige Fremde etwas von dem Vorfall auf dem Balle hatten munkeln hören, so war doch der wahre Thatbestand Niemand als der Gräfin und mir bekannt.

Das Ertränken im Ganges.

Der Ganges wird in Indien für höchst heilig gehalten; Jeder, der darin ertrinkt, muß nothwendig in den Himmel kommen; und in dieser Idee versammelten sich alljährlich Millionen von Einwohnern an dem Punkte, wo der Ganges und der Schumna zusammen fließen, und Viele von ihnen pflegten sich in den heil. Strom zu stürzen und ertränken. Lange Zeit hindurch wurde dieser Sitte von der Regierung und der Polizei kein Hinderniß in den Weg gelegt, weil die Religion und die Zeremonien der Hindus so viel als möglich geachtet werden sollten. Indessen setzte endlich doch der Richter des Distrikts fest, daß Jeder, der Lust dazu habe, sich ins Wasser stürzen könne; wer aber dabei betroffen würde, einem Andern bei einem solchen Vorhaben beizustehen, oder ihn dazu aufzumuntern, der solle als ein Mörder betrachtet und gehängt werden. Die helfenden und aufmunternden Personen waren immer die Bootleute und die Braminen; die Ersteren schifften die Personen, welche sich zu ertränken wünschten, nach einer tiefen Stelle des Flusses, während die Letzteren sich bemühten, ihre Seele zu stärken und die Verwandten fern zu halten, welche gewöhnlich den Ertrinkelustigen auf alle mögliche Weise von seinem Entschlusse abzubringen suchten. Die Verordnung that augenblicklich ihre Wirkung; die Bootleute wollten ihren Beistand nicht mehr leihen, und die Braminen waren stumm, und so ist die Sitte jetzt beinahe ganz in Vergessenheit gerathen.

Die Ringe.

Ringe zu tragen, ist eine sehr alte und allgemeine Sitte; sie geht bis zur Erschaffung der Welt zurück, denn ein Ring soll der erste und einzige Schmuck gewesen sein, denn man im irdischen Paradiese trug. Die Indier tragen Ringe in der Nase und in den Lippen, was ihnen etwas hinderlich sein muß, die Bewohner der Molukken haben sogar dergleichen am Kinne. Bei den Juden waren

durchstochene Ohren das Zeichen ewiger Sklaverei, bei den Peruanern dagegen die besondere Auszeichnung einer Art Ritterorden. An der Küste von Malabar tragen die Frauen der Kaste der *Chwaszen* Ohrgehänge, die zwei Pfund schwer sind, weshalb sie sehr lange Ohren haben. Seneca tadelt die römischen Damen wegen der Verschwendung, die sie mit diesem Schmucke trieben, denn sie verwendeten wirklich das Vermögen von fünf, sechs Familien darauf. Die Frauen von Guzerat und die Bajaderen stecken an alle Zehen Ringe. Der goldene Ring war bei den ersten Römern ein für die Ritter, Senatoren und Tribunen bestimmtes Ehrenzeichen; später aber wurde die Mode allgemein und die Uebertreibung ging so weit, daß die Männer von gutem Tone Sommer- und Winterringe haben mußten. Hannibal trug in dem Kästchen eines Ringes das Gift, das ihn vor den Ketten bewahrte; jetzt hat man darin ein Löfchen oder einen parfümirten Schwamm. Sonst verlobte man sich mit einem Ringe. Diese Verlobungsringe waren halb von Gold und halb von Silber; heute zu Tage sind sie ganz von Gold, aber darum nicht dauerhafter. Sonst war ein solcher Ring ein Talisman, der den abwesenden Gatten vor allem Unglücke bewahrte. Der Trauring ist jetzt kein Talisman mehr und hat nur noch im Galanteriehandel Werth.

Der dankbare Bettler.

„Sie retteten mir einst mein Leben,“ redete ein Bettler einen Hauptmann an, unter dem er früher gedient hatte. — „Rettete dein Leben?“ antwortete der Offizier; „hältst du mich für einen Arzt?“ — „Nein,“ erwiderte der Mann; „aber ich diente unter Ihnen in der Schlacht von . . ., und als Sie sich aus dem Staube machten, folgte ich Ihrem Beispiele und erhielt dadurch mein Leben.“

Der Modenkourier. Nr. 26.

(Paris, 25. Juni 1853.)

1. Die Hüte mit breiten Tresen, die man *Calas* nennt, sind stets sehr zahlreich. Man sieht viele, die mit zwei Farben hinter sind: schwarz auf strohgelb, grün oder lila auf strohgelb etc. Indessen bemerkt man doch, daß jene von einfacher glatter Strohsfarbe vorgezogen werden. Man füttert sie mit sehr schönem *Gros de Naples* und siet sie mit Blumenbouquets von außerordentlicher Feinheit. Geschmaktvolle Bänder müssen sie auch auszeichnen. Rosen, Nelken, Mohlblumen, Hyacinthen sind die angenommenen Blumen, welche diese Art Hüte garniren. Jene, welche mit sehr blaß wiesengrünem *Gros de Naples* ge-

füttert und mit wiefengeleinen, weiß drochirten Bändern und einigen Jasminzweigen geschmückt sind, stehen sehr gut.

2. Auf Hüte von Mouffelin oder gefüttertem Organdie gibt man sehr leichte Bouquets. Die Rosen, welche man *Schäferrose* nennt, stehen wegen der Einfachheit und Hartheit ihrer Farben, trefflich auf einem Organdiehut.

3. Einige Kapoten werden mit Kouffissen von einem Organdie, eben so fein wie Gaze, verfertigt und mit demselben gefüttert. Zwischen den beiden Organdies bringt man einen rosenrothen Krepp an, welcher die Form unterstützt und einen herrlichen rosenrothen Reflex bildet, der trefflich steht. Die Bänder, welche sie garniren, sind von rosenrother, weiß glacirter Gaze.

4. An die Ränder der Seidenstoffhüte gibt man Halbhäute von schwarzen Spitzen, welche sehr leichte Dessins haben.

5. Die Ruchen um die Schirme sieht man kaum mehr als an den Negligéekapoten.

6. Die durchbrochenen Strohhüte sind von der höhern Eleganz verlassen; sie sind bereits zu viel geworden, als daß man sie noch tragen sollte.

7. Abends steht die *Donna Maria Gaze*, mit Schachbrettfeldern wie der *Gros de Naples*, bewunderungswürdig zum Gesichte. Die Halzbänder von Gaze sind so gemein geworden, daß sie mehr keine elegante Dame trägt.

8. Kleine Krawaten von chinietem *Gros de Naples* stehen immer sehr gut.

9. Auf Promenaden und in der Halb-Toilette trägt man Schärpen von feinem Wollmouffelin, mit glattem Grunde, kleiner Boedue und Palmen in den Ecken.

10. Die Peterinen sind heuer unerläßlich nothwendig. Jene von Battist oder schottischem Battist, mit Valenciener Spitzen garnirt, welche besser als alle andern zur Morgen-Negligée stehen, müssen sehr einfache Formen haben. Die erste bildet vorne und rückwärts die Spitze und ist flach; die zweite, welche tief auf dem Rücken hinabfällt, rund ist und die Brust stark frei läßt, vereinigt sich beim Halse mit der dritten; diese endlich ist sehr klein, viereckig und ersetzt den Halsstreifen, wenn sie dessen Umfang hat.

11. Die Mantellets und Peterinen von schwarzem Taffet, werden zu jeder Art Anzug getragen; zu Kleidern von Mouffelin, Lakonnet, Foulard &c. in Negligée sowohl als in der Toilette. Es ist eine Mode, die zu Allen paßt und jedem Alter und jeder Stunde zulässig ist.

12. Der Luxus der Spazierstöcke unserer jungen Herren nimmt immer zu und wird täglich kostbarer. Ebenholz wird nicht mehr getragen; Rhinoceros-Horn hat man schon mehr; aber das Allgemeynste ist das Meerroß von einem einzigen Stücke, vier Fuß lang, das einen goldenen Knopf und Kette und Ring von demselben Metalle haben muß; das Ende ist entweder von Gold, Stahl oder Silber.

M o d e n b i l d. Nr. 28.

Pariser Anzüge vom 25. Juni. Hüte von *Gros de Naples* mit einer Kouffise. Uoberkörte von gesticktem Mouffelin, gefüttert.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.